

Maria – Zwischen den Konfessionen

von Horst Gorski

Man könnte meinen, Maria sei für Protestanten kein Thema. Martin Luther hat die Marienverehrung abgeschafft – diese reformationsgeschichtliche Einordnung gehört zum Grundbestand des populären Wissens in unseren evangelischen Kirchen.

Daneben steht unvermittelt, dass auch protestantische Christen aufwachsen mit Krippenspielen zu Weihnachten, die ohne »Maria und Josef« nicht denkbar wären. Weihnachtslieder besingen Maria erkennbar (Maria durch ein' Dornwald ging) oder verschlüsselt (Es kommt ein Schiff geladen). Auch die Ikonographie evangelischer Kirchen kommt nicht ohne Maria aus. Und die »Madonna von Stalingrad« des evangelischen Pfarrers und Arztes Kurt Reuber berührt auch Herzen in evangelischen Kirchengemeinden. Neben der Ablehnung jeglicher Marienverehrung (bzw. dessen, was man dafür hält) und einer dogmatischen Leerstelle in den evangelischen Theologien der Gegenwart steht scheinbar unvermittelt ein menschlich direkter Zugang zu Maria als der Mutter Jesu und als einem Symbol für Geborgenheit und Schutz.

Dieser kognitiv dissonante Befund wird kaum reflektiert. Auch im Rahmen des Reformationsjubiläums spielte die Frage der Mariologie keine Rolle. Im ökumenischen Dialog ist in der Regel nur von den offenen Fragen zu Amt und Eucharistie die Rede, nicht aber vom Verständnis der Mariendogmen. Die Verkündigung des Dogmas von der Aufnahme Marias in die himmlische Herrlichkeit durch Papst Pius XII. 1950 leitete eine ökumenische Eiszeit ein, nicht zuletzt deshalb, weil der Akt selber das erste – und bisher einzige – Mal war, dass ein Papst vom 1870 verkündeten Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit Gebrauch gemacht hat. Der damalige Leitende Bischof der VELKD, der bayerische Landesbischof Hans Meiser, ließ eine harsche Kanzelrede als Erwiderung ergehen. Der protestantische Unmut von damals scheint inzwischen aber Desinteresse oder schlicht Gleichgültigkeit gewichen zu sein.

Das ist bedauerlich, weil es, solange dies so bleibt, weder zu einer Aufarbeitung der konfessionstheologischen Differenzen noch zur Überprüfung des Verhältnisses der protestantischen Frömmigkeit und Theologie zu Maria kommen kann. Und beides könnte sich lohnen! Der »Evangelische Erwachsenenkatechis-

Neben der Ablehnung jeglicher Marienverehrung (bzw. dessen, was man dafür hält) und einer dogmatischen Leerstelle in den evangelischen Theologien der Gegenwart steht scheinbar unvermittelt ein menschlich direkter Zugang zu Maria als der Mutter Jesu und als einem Symbol für Geborgenheit und Schutz.

mus« schreibt mit Recht: »Maria ist nicht nur ›katholisch‹; sie ist auch ›evangelisch‹. Protestanten vergessen das leicht.«¹

Martin Luther hat bis zum Lebensende zu den Marienfesten gepredigt. Er hat nicht jegliche Marienverehrung abgeschafft, aber hat sie – bildlich gesprochen – vom Kopf auf die Füße gestellt. Maßgeblich waren für ihn zwei Kriterien:

1. Das Zeugnis der Heiligen Schrift: Luther ließ an Lehraussagen über Maria nur gelten, was in der Heiligen Schrift bezeugt ist. In einer Predigt zum 15. August 1522 mokiert er sich über den fehlenden Bezug zwischen dem Evangelium des Tages, Lukas 10,38–42 »Maria und Martha«, und dem Fest Mariä Himmelfahrt mit den Worten »wie sich das Evangelium darauf reimet, das siehet jedermann wohl«. Forsch fährt er deshalb fort: »Nu, das sei gnug vom Fest. Nun auf das Evangelium.« (Weimarer Ausgabe [WA] 10 III, 268–273). Ein Jahr später poltert er: »Die, die dieses Fest eingesetzt haben, waren so weise wie Kühe.« (WA 11, 159–161).

Die Bedeutung Marias für den Glauben sieht er in ihrer biblisch bezeugten Demut als Vorbild für die Christen. In seiner Auslegung des Magnificat 1521 für Herzog Johann Friedrich entfaltet Luther diese Rolle: Angelpunkt seiner Auslegung ist der Satz »Gott hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen« (Lukas 1,48). Daraus sollen die Christen Trost schöpfen, dass Gott auch ihre Niedrigkeit ansehen wird. Mit dieser Deutung setzt er sich ab gegen die Deutung ihrer Rolle als »Himmelskönigin«. Sie hat mit ihrem »mir geschehe, wie du gesagt hast« (Lukas 1,38) in vorbildlicher Hingabe Gott entsprochen, sich dadurch aber kein Verdienst erworben. Handelnd allein ist Gott, der ihre Niedrigkeit ansieht. In einer Predigt über das Magnificat sagt Luther: »Respexit [er hat angesehen] – das ist das grost in cantico« (WA 27, 236–244).

2. Die Unantastbarkeit der Erlöserrolle Jesu Christi: Im Sermon von der Geburt Mariä schreibt Luther 1522: »Nun lassen wir's geschehen, dass sie geehrt wird, da wir nach der Schrift schuldig sind, einander zuvorkommen mit der Ehre . . . Aber man muss sich vorsehen, dass sie recht geehrt werde. Wenn das Volk ist also tief in diese Ehre getreten, dass sie viel höher geehrt wird, denn recht ist, daraus zween Schaden kommen: ein Abbruch Christo . . . Der ander Schad ist, dass auch dem gemeinen Volk davon ein merklicher Abbruch geschieht, . . . weil über

Daraus sollen die Christen Trost schöpfen, dass Gott auch ihre Niedrigkeit ansehen wird.

¹ Hg. vom Lutherischen Kirchenamt der VELKD, Gütersloh 1975, S. 392. Die Neuauflage von 2010 formuliert weniger pointiert: »Maria gehört als die Mutter Jesu in das Evangelium und ist keineswegs nur ›katholisch‹.« (S. 274)



der Ehre für Maria und die Heiligen der armen, bedürftigen Christen vergessen wird.« (WA 10 III, 312–331).

Auch dies letztere Argument ist für Luther keineswegs nebensächlich: Das Stiften, Kapellenbauen und die hohe Zahl an Heiligenfeiertagen (zu seiner Zeit waren im Kurfürstentum Sachsen ca. 1/3 aller Werkstage Feiertage!) gingen auf Kosten der Nächstenliebe. Im Zentrum seiner Argumentation aber steht die Christologie. Dass der Erlöserrolle Jesu Christi kein Abbruch getan wird, das ist Dreh- und Angelpunkt von Luthers Argumentation. So formuliert er 1528 prägnant in einer Predigt über die Hochzeit zu Kana: »Das Wort soll man malen um ihr Bild, so ein trefflich fein Wort ist das: ›Was er euch sagt, das tut!‹.« (WA 27, 27–30). Das Bild Lucas Cranachs auf der Predella des Altars der Stadtkirche in Wittenberg, auf dem der predigende Luther gegenüber dem Volk auf Christus am Kreuz zeigt, veranschaulicht diese Geste. Dies ist die rechte Marienverehrung: sie nachzuahmen, indem man auf Christus verweist.

Was bedeutet die theologiegeschichtliche Aufarbeitung der Mariologie Martin Luthers für die evangelischen Kirchen der Gegenwart und für die Ökumene? Darauf wird man zunächst ganz ehrlich antworten müssen: Nicht viel. Außer natürlich, dass es immer gut ist, verfälschende Bilder der Historie zu korrigieren. Das sind wir dem Anspruch an wissenschaftlich ausgewiesene Theologie schuldig. Aber dann?

Der Catholica-Arbeitskreis der VELKD und des DNK/LWB hat 1982 in einer Stellungnahme, die dem ökumenischen Gespräch dienen sollte, geschrieben: »Christen, denen Mariologie und Marienverehrung fremd sind, fehlt im Prinzip nichts, wenn sie nur Jesus Christus als Mitte und Maß ihres Glaubens haben . . . Maria ist für den christlichen Glauben illustrativ, nicht normativ.«²

Dem kann man auf katholischer Seite das Wort Bernhards von Clairvaux gegenüberstellen: »De Maria numquam satis«. Über Maria kann nie genug gesagt werden. Es lassen sich ohne Frage Beispiele einer aus protestantischer Sicht überbordenden Marienfrömmigkeit auch aus den letzten Jahrzehnten, insbesondere aus dem Pontifikat des polnischen Papstes Johannes Paul II. anführen, die manche Vorurteile zu bestätigen scheinen. Die Inbrunst beispielsweise, mit der auch heute noch für die »Weihe Russlands

Dass der Erlöserrolle Jesu Christi kein Abbruch getan wird, das ist Dreh- und Angelpunkt von Luthers Argumentation.

² Maria. Evangelische Fragen und Gesichtspunkte. Eine Einladung zum Gespräch, hg. vom Lutherischen Kirchenamt, Hannover 1982, hier S. 15.

Ihre Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit ist gerade unter diesem Gesichtspunkt keine exotische Sonderlehre, sondern eine Aussage über den Menschen und seine durch den Sündenfall nicht zerstörte Natur.

an das unbefleckte Herz Mariens« geworben wird, dürfte für Protestanten schwer nachzuvollziehen sein.

Das II. Vatikanische Konzil hat in Kapitel VIII der Kirchenkonstitution »Lumen gentium« eher vorsichtige Aussagen zur Mariologie gemacht und damit die Tradition korrigiert. Allein, dass dieses Kapitel Teil der Kirchenkonstitution wurde und nicht – wie von manchen Konzilsvätern gewünscht – als eigenes Konzilsdokument veröffentlicht wurde, ist als Zurückweisen mancher überzogener Teile der Tradition zu verstehen. 400 Konzilsväter hatten sich die Verkündigung eines neuen Mariendogmas gewünscht, 300 die Lehre von Marias »Mittlerschaft aller Gnaden«. Doch die Mehrheit des Konzils entschied anders. Zu der Stimmung der Konzilszeit passt die Äußerung Joseph Ratzingers, der am Beispiel christologischer Würdetitel davor warnte, durch Äquivokationen unnötig Konturen zu verwischen.³ Die Deutsche Bischofskonferenz veröffentlichte 1979 das Hirtenwort »Maria, die Mutter ihres Herrn«, worin die Ausrichtung aller Marienverehrung auf Christus und den dreieinigen Gott eingeschärft wird. Man war der Hoffnung, dass die Mariologie so »kein ökumenisches Ärgernis sein« könne.

Einen anderen Ansatz vertrat Karl Rahner, dessen ökumenische Gesinnung außer Zweifel steht, der aber in den Fragen der Mariologie eine theologische Tiefendimension berührt sah, die insgesamt gründlicherer Klärung bedürfte als nur einiger Korrekturen der Marienfrömmigkeit: »Man kann überdies auch nicht bezweifeln, dass sich vielleicht das Ganze der Lehrdifferenzen zwischen der evangelischen Christenheit und der katholischen Kirche in dem Gegensatz der Mariologie wiederfinden lässt, weil dieser Gegensatz letztlich doch nichts anderes ist als der radikalste Fall des Gegensatzes in der theologischen Lehre vom Menschen und seinem Verhältnis zu Gott überhaupt.«⁴ Zu diesem Schluss kommt Rahner gerade deswegen, weil er Maria nicht als Himmelskönigin sieht, sondern als Urbild des Menschen. Ihre Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit ist gerade unter diesem Gesichtspunkt keine exotische Sonderlehre, sondern eine Aussage über den Menschen und seine durch den Sündenfall nicht zerstörte Natur. Diese Kontroverse in der Anthropologie ist auch durch die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre« 1999 nicht überwunden, auch wenn sie nun so interpretiert werden kann, dass sie nicht mehr kirchentrennend sein muss.

³ Joseph Ratzinger, Das Problem der Mariologie, in: Theologische Rundschau 61 (1965), S. 80.

⁴ Karl Rahner, Zur konziliaren Mariologie, in: Stimmen der Zeit 174 (1964), S. 87–101, hier S. 88.



Ob die Mariologie für das ökumenische Gespräch eine Rolle spielen sollte oder notwendigerweise muss, lässt sich demnach unterschiedlich beantworten. Eine mögliche Lesart ist, sich mit den Korrekturen an der römisch-katholischen Mariologie, die vom II. Vaticanum, etlichen Bischofsworten und der akademischen Theologie seither vorgenommen wurden, zu begnügen und das »Fass« nicht erneut aufzumachen. Eine andere Lesart ist, dass dies weder möglich noch nützlich sein wird, weil sich an der Mariologie konfessionstheologische Differenzlinien mindestens illustrieren, wenn nicht sogar zwingend festmachen, auf die der ökumenische Dialog früher oder später wieder stoßen wird.

Auch für die evangelische Frömmigkeit bleiben unterschiedliche Einsichten und Einschätzungen möglich: Man kann die historische Aufarbeitung der Mariologie Luthers ad acta legen. Eine unmittelbare Bedeutung für die Gegenwart protestantischer Frömmigkeit hat sie nicht. Man kann die historische Aufarbeitung aber auch als Appell lesen, den Reichtum der Tradition wahrzunehmen. Kann ein gelegentlich an kognitivem Übergewicht leidender protestantischer Glaube durch die Betrachtung eines Vorbildes an Demut, Hingabe und Christusliebe nicht an Bildhaftigkeit und menschlicher Zugänglichkeit gewinnen? Hat die weihnachtliche Volksfrömmigkeit, die ohne Maria nicht auskommt, nicht auch ihr Recht?

Paul Tillich hat treffend gesagt, dass Symbole geboren werden und sterben können, dass sie aber nicht beliebig disponibel sind. Erzwingen lässt sich eine Wiederbelebung der Marienfrömmigkeit in der evangelischen Kirche also nicht, unabhängig davon, ob man dies für erstrebenswert hielte. Aber Versuche, Maria als Teil des Evangeliums neu mit Aufmerksamkeit zu bedenken, würden zeigen, ob sie auf fruchtbaren Boden fallen.

Dr. Horst Gorski war von 1988–1998 Gemeindepastor in Hamburg, ab 1999 Propst des Kirchenkreises Altona und ab 2009 im fusionierten Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein der Nordkirche. Er ist seit 2015 Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD und Leiter des Amtsbereiches der VELKD im Kirchenamt der EKD.